

In der Rubrik „Diskussion“ erscheinen Beiträge, die innerhalb eines wissenschaftlichen Diskurses Position beziehen und eine Debatte anstoßen oder voranbringen möchten. Gelegenheit für Kommentare und weitere Beiträge findet sich unter <http://hbi.to/Diskussion>.

„Jetzt musst Du springen“

*Zur Bedeutung der Kommunikationswissenschaft für Medienpraxis und Medienpolitik**

Carsten Brosda

Dass aus der Kommunikationswissenschaft heraus die Frage nach ihrer Bedeutung für die medienpolitische Praxis gestellt wird, ist ein wichtiges Signal dafür, dass sich das Fach auch angesichts der aktuellen Umbrüche reflexiv mit der Relevanz seiner Forschung für die Gestaltung des politischen Rahmens ihres Forschungsgegenstandes auseinandersetzen möchte.

Der Bezug auf derartige Fragen ist nicht neu: Der jüngst erschienene Tagungsband der DGPK-Jahrestagung 2015 trägt den Titel: „Verantwortung – Gerechtigkeit – Öffentlichkeit. Normative Perspektiven auf Kommunikation“. Darin findet sich auch ein Abschnitt zu „Medienregulierung und Medienverantwortung“ – eine Überschrift, die den medienpolitisch Aktiven oder Interessierten natürlich in Erwartungsspannung setzt, sind doch aktuell alle einschlägigen europäischen Richtlinien in der Überarbeitung, während sich in Deutschland eine gemeinsame Kommission von Ländern und Bund mit der Medienordnung einer digitalen Gesellschaft auseinandersetzt. Doch die Texte, die sich unter dieser Überschrift im Jahresband finden, befassen sich nicht mit diesen konkreten Prozessen, sondern vielmehr mit

- „Digitale(n) Medien als Werkzeuge(n) des effizienten Menschen“,
- „Solidarität in der digitalen Gesellschaft“ (am Beispiel von Youtube-Videos aus Kriegsgebieten),
- „Vertrauen und Solidarität im Kontext digitaler Medien“ und
- „Gerechtigkeit durch Kommunikation: Normativität in der indigenen communication propia in Cauca, Kolumbien“.

Das sind sicher spannende und relevante Themen. Mit der Frage nach der Solidarität ist auch die normative Debatte vertreten, die nach der Freiheit im 19. Jahrhundert und der Gerechtigkeit im 20. Jahrhundert beste Chancen hat, das 21. Jahrhundert zu prägen. Und dennoch: Unter der Überschrift „Medienregulierung“ erwarten Praktiker anderes. Diese Erwartungen werden enttäuscht. Das ist dann alles doch recht weit weg von dem, was die medienpolitische Debatte aktuell und drängend beschäftigt. Wieder einmal...

Doch woran liegt es, dass es die Disziplin bis heute nur selten schafft, sich dem gesellschaftlichen Diskurs normativ-praktisch zu öffnen? Dafür gibt es wissenschaftssystemisch durchaus gute Gründe:

* Der Text ist die bearbeitete Fassung eines Vortrags bei der öffentlichen Podiumsdiskussion „Kommunikation im Medienwandel – Erwartungen an Forschung und Ausbildung in Deutschland“ im Rahmen der Jahrestagung der DGPK in Leipzig am 30. März 2016.

- Der Praktizismus der Anfangsjahre steckt dem Fach noch in den Knochen.
- Die harsche Kritik von Ferdinand Tönnies' Diktum von der „Hühner- und Entenwissenschaft“ bis hin zu jüngeren Aussagen des Wissenschaftsrats zwingen zu wissenschaftsinterner Rechtfertigung.
- Das Programm der Kommunikationswissenschaft als Integrationsdisziplin zwischen Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaft ist immer noch unklar.

All das führt dazu, dass immer wieder aufs Neue das wissenschaftliche Fundament des Faches gesichert werden muss. Es führt aber leider auch zu operativen Schließungen, wie der apodiktischen Aussage, dass sich Wissenschaft nur mit Fragen befasse, die auch wissenschaftlich gestellt würden (Manfred Rühl). Eine Haltung, die leider völlig aus dem Blick verliert, warum sich eine Gesellschaft die Ausdifferenzierung eines wissenschaftlichen Beobachtungssystems überhaupt leistet. In Routinesituationen ist die intensive und oft selbstreferenzielle Selbstbeschäftigung ärgerlich, zum Problem kann sie werden, wenn wir uns in Umbruchphasen wie der aktuellen bewegen, die nach wissenschaftlicher Reflexion, Beratung und Begleitung der Praxis im Wandel verlangen.

Denn wer heute weitgehend von außen auf die Kommunikationswissenschaft blickt, der findet bedauerlicherweise oft Empirizismus, bisweilen eine nachgerade feuilletonistische Oberflächenphänomenologie und immer wieder absolutistisch geführte Theorie Debatten, die zu übersehen scheinen, dass es sich bei den meist entwickelten Mesotheorien in aller Regel um Gedankengebäude handelt, die bei der systematischen Bearbeitung konkreter Fragestellungen helfen sollen. Und da ist es doch eigentlich auf den ersten Blick plausibel, dass die gesellschaftliche Stellung der Medien mit einem systemtheoretischen Instrumentarium ganz ordentlich zu bearbeiten ist, während sich die Entscheidungsprogramme eines Redakteurs vielleicht eher handlungstheoretisch adressieren lassen.

Ein Theoriegebäude, das alles erklären will und kann, ist zuletzt von Hegel errichtet worden. Es steht zu vermuten, dass unsere komplexe Moderne derart holistische und monolithische Gedankengebäude gar nicht mehr zulässt und wir den programmatischen Eklektizismus aushalten müssen. Zumindest ermüden die Versuche, Phänomene in ein Korsett zu pressen, in das sie augenscheinlich nicht passen. Und sie werden dysfunktional, wenn sie zugleich den Kommunikationsfaden zur gesellschaftlichen Praxis durchtrennen, die erfasst werden soll.

Denn – das können wir aus den erkenntnistheoretischen Erwägungen von Jürgen Habermas lernen – eine forschende Annäherung an gesellschaftliche Kommunikationsprozesse gelingt nicht aus der Rolle des Beobachters, sondern nur aus der des Teilnehmenden, weil erst durch die implizite Stellungnahme zu den erhobenen Geltungsansprüchen auch das Verstehen möglich ist, das eine weitere Bearbeitung ermöglicht. Diese hermeneutische Näherung an den Gegenstand öffnet so zugleich auch die Chance zur Kommunikation zwischen Wissenschaft und Praxis, ohne in die Praxeologien früherer Zeiten zu verfallen. Und diese Annäherungen brauchen wir, wenn wir verstehen wollen, was sich verändert.

Umbrüche

Die Umbrüche, die wir aktuell erleben, sind tiefgreifend – technisch ebenso wie gesellschaftlich:

Die technischen Umbrüche hat der Verband der Zeitschriftenverleger vor ein paar Jahren im Rahmen seiner Jahrespressekonferenz entlang eines einzigen Beispiels greifbar illustriert – der Frage, wie lange ein neues Medium (unsauber definiert) benötigt, um weltweit 50 Millionen Nutzerinnen und Nutzer zu erreichen: Die Presse brauchte dafür

noch Jahrhunderte, das Radio 37 Jahre, das Fernsehen 13 Jahre und Google+ zuletzt noch ganze sechs Monate. Aktuelle Musikstreams schaffen mittlerweile globale Verbreitung im Milliardenbereich binnen weniger Tage. Die neuen medialen Angebote treten dabei längst nicht mehr nur als neue Inalteanbieter neben bereits bestehende, sondern sie schieben sich als neue digitale Mittler zwischen Inalteanbieter und Rezipienten. Damit verschieben sie auch die Fragen nach der Vielfalt des gesellschaftlichen Informationshaushaltes weg von der Bestückung des medialen Kanals hin zur Rezeptionsfähigkeit jedes Einzelnen, der nach oftmals individuellen Relevanzkriterien das sucht, was er finden möchte. Mit den feuilletonistischen Debatten über die Filter Bubble sind die Konsequenzen dieser Neustrukturierung öffentlicher Kommunikation nur unzureichend erfasst.

Daneben treten gesellschaftliche Umbrüche. Es drängt sich in den vergangenen Monaten der Eindruck auf, dass jene gesellschaftliche Diskursphäre, auf die wir als reife Demokratie angewiesen sind, zunehmend weniger in der Lage ist, gesellschaftliche Kohärenz zu erzeugen, und dass ihre professionellen Gewährsmänner und -frauen in den Redaktionen nicht mehr das Vertrauen genießen, das es braucht, um das gesellschaftliche Gespräch zur Zeit zu betreuen. Wenn Reporterteams Personenschutz benötigen, um von Demonstrationen im Inland zu berichten, dann läuft sehr grundlegend etwas schief. Das Misstrauen, das von den sehr unterschiedlichen Rändern zunehmend in die Mitte unserer Gesellschaft kriecht, gerinnt im Unwort „Lügenpresse“. Der Ton wird härter – und es bedarf dringend einer gemeinsamen Selbstvergewisserung, welche Form von Vermittlung und Kommentierung gesellschaftlicher Zeitläufe wir anstreben.

Diese beiden großen Entwicklungslinien müssen die Wissenschaft gesellschaftlicher Kommunikation ebenso herausfordern, wie sie Medienunternehmen dazu zwingen, neue Wege zu beschreiten, und von der Medienpolitik neue Instrumente verlangen, durch die wir gesellschaftliche Vielfalt in Kommunikation sichern können. Das bedeutet aber auch, dass die Kommunikationswissenschaft nach 100 Jahren raus muss ins Offene – mehr denn je in ihrer Geschichte. Vor allem die abstrahiert abgesicherte ex-Post-Rezension der kommunikativen Praxis unserer Gesellschaft reicht nicht mehr aus. Stellen wir uns doch einmal vor, wie die moderne Luftfahrt aussähe, wenn sich die Ingenieurwissenschaften darauf beschränkt hätten, im Falle größerer Unglücke zu untersuchen, ob es am Material, an der Technik oder am Piloten gelegen hat... Dass es auch anders gehen kann, ist dem jüngst erschienenen Band „Das Gespräch ist die Seele der Demokratie“ mit den gesammelten kommunikations-, medien- und kulturpolitischen Beiträgen von Peter Glotz zu entnehmen, in denen sich kommunikationswissenschaftliche und medienpolitische Denkfiguren aufs Engste miteinander verbinden und befruchten. Das bräuchten wir heute auch.

Anforderungen an die Kommunikationswissenschaft

Wünschenswert wäre:

- eine theoretische Beschäftigung, die zugleich undogmatischer und riskanter formuliert als zur Zeit, um die gesellschaftliche und demokratische Funktion von Kommunikation durch ihre Beschreibung und Ansprache zu stärken;
- eine Befassung mit der Praxis, die nicht nur nach den Kausalitäten empirisch-analytischer Daten strebt, sondern sich in der Praxis engagiert, um sie zu verbessern, und
- eine wissenschaftliche Ausbildung, die dazu befähigt, gesellschaftliche Kommunikation zu gewährleisten und Öffentlichkeit herzustellen.

Was heißt das konkret?

(1) Wir brauchen eine fundierte Analyse des Medienwandels: Das Paradigma der Digitalisierung lautet Disruption und stammt aus der wirtschaftswissenschaftlichen Theorie des Harvard-Ökonomen Clayton Christensen. Mit Blick auf gesellschaftliche Kommunikationsprozesse ist dieses Schumpetersche Zerstörungsideal wenig fruchtbar und kaum anschlussfähig.

Doch wie beschreiben wir die Öffentlichkeit, die nach der massenmedial vermachteten Sphäre entsteht bzw. sie ergänzt? Wie gehen wir damit um, dass die Chancen zur individuellen Meinungsäußerung exponentiell gestiegen sind, daraus aber kaum rationale öffentliche Meinung entsteht? Wie bewerten wir, dass die Anschlusskommunikation im gesellschaftlichen Raum selbst wieder beobachtbar geworden ist? Was bedeutet es, dass Aggregation zunehmend den Diskurs ersetzt? Und was sagt uns die zunehmende Personalisierung von Information und Meinung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Maßstäbe? Wie bewerten wir, was für alle relevant ist und von allen bearbeitet werden muss? Und welche Rolle spielen dabei professionelle Vermittler und professionelle Kommunikatoren? Die Liste dieser Fragen ließe sich endlos fortsetzen. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass beinahe jede Frage an das Grundsätzliche gesellschaftlicher Kommunikation heranreicht und nicht in zergliederten Einzelstudien bearbeitet werden kann.

Wir benötigen dringend wieder eine Kultur, in der auch radikal und fundamental gedacht und geschrieben werden kann. Nicht die 142. Inhaltsanalyse der deutschen Qualitätszeitungen bringt uns weiter, sondern die Suche nach der Antwort auf die Frage, wie solche Zeitungen künftig aussehen müssen, um noch einen Markt zu finden oder zu schaffen. Dabei brauchen wir auch den Mut, Irrwege zu beschreiten und Irrsinniges zu denken. Wo ginge das besser, als in den akademischen Qualifikationsarbeiten, die früher einmal die Gelegenheit boten, neue Gedanken zu entwickeln und nicht bloß einen Teilaspekt eines bewilligten Forschungsprojekts auszufüllen?

Hier wäre der Mut zum breiteren Strich und zu Arbeiten wünschenswert, die sich auch an eine Öffentlichkeit jenseits des wissenschaftlichen Faches wenden und nicht dadurch grundsätzlich werden, dass sie auf Abstraktionsniveaus klettern, von denen aus der Abrprung in die Praxis nur noch um den Preis schwerster offener Frakturen zu haben ist.

(2) Wir brauchen Anwendungswissen für die Transformation der Medienproduktion: Die These von der Sprachlosigkeit zwischen den beiden Kulturen der Medienpraxis und der Medienwissenschaft ist Jahrzehnte alt und immer noch wohlbekannt. Beide Seiten geben sich Mühe, sie immer wieder aufs Neue zu unterfüttern. Von einem produktiven Austausch sind Medienunternehmen und Kommunikationswissenschaft jedenfalls weit entfernt.

Diese Distanz rächt sich angesichts der Umbrüche für beide Seiten gerade dramatisch. Beinahe jede andere Branche würde in einer so dramatischen Disruption Stiftungslehrstühle einrichten und Forschungsprojekte initiieren, um besser zu verstehen, was da gerade vor sich geht. Und in vielen anderen Disziplinen wäre der Austausch zwischen den Hochschulinstituten und der Praxis groß. Das zeigt zum Beispiel der Blick darauf, was wir in Deutschland aus der Wirtschaftspolitik heraus so alles „Cluster“ nennen. In der Luftfahrt oder der Logistik bedeutet das den Transfer wissenschaftlichen Wissens in die Praxis, in den Medien und in Teilen der Digitalwirtschaft lediglich die Organisation von Abendveranstaltungen, bei denen sich Praktiker treffen und gemeinsam Ideen entwickeln sollen.

Hier ist viel Luft nach oben – und zwar sowohl in der Adaption neuer Technologien als auch in der experimentellen Aneignung neuer kommunikativer Möglichkeiten in neuen digitalen Kommunikationsräumen. Beispiele – wie InLok in Nordrhein-Westfa-

len oder die Hamburg Media School – gibt es, aber sie sind noch längst nicht ausreichend und sie haben noch nicht durchgehend die Qualität, hier eine andere strukturelle Festigkeit zu etablieren. Bereits in den 1990er Jahren hatte Horst Pöttker in seiner Dortmunder Antrittsvorlesung gefordert, die Journalistik eher wie eine Ingenieurwissenschaft oder wie die wissenschaftliche Medizin zu begreifen und so das Schisma zwischen Theorie und Praxis aufzuheben. Dieser Schritt steht noch aus.

Ganz grundsätzlich gilt: Eine sich als Demokratiewissenschaft begreifende Kommunikationswissenschaft verliert nichts, wenn sie sich um das Gelingen gesellschaftlicher Kommunikation auch normativ-praktisch und damit anschlussfähig für eine betriebliche Umsetzung kümmert. Sie demonstriert vielmehr ihre gesellschaftliche Bedeutung in Umbruchzeiten, indem sie Wege zeigt, gesellschaftliche Kommunikation zu ermöglichen. Sie kann so außerdem dabei helfen, eben jene innovationsgetriebene Forschungs- und Entwicklungskultur in den Medienunternehmen zu entwickeln, die uns heutzutage ebenso dringend fehlt.

(3) Wir brauchen kommunikative Kompetenz für die mediale Praxis: Dieser Praxisbezug wird am deutlichsten in der wissenschaftlichen Ausbildung. Die Qualifikationswege des Journalismus sind nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Wir sagen jungen Menschen, sie sollen irgendetwas studieren, um dann im Medienbetrieb das beigebracht zu bekommen, was die Kolleginnen und Kollegen dort ohnehin schon beherrschen – vielleicht ergänzt um einen sechswöchigen Kurs bei der Akademie für Publizistik.

Wer das einem Personalchef irgendeiner anderen Branche erzählte, würde entgeisterte Blicke ernten. Dort ist es selbstverständlich, sich über Hochschulabsolventen neuestes Innovationswissen in den Betrieb zu holen und so die Basis der Fähigkeiten und Fertigkeiten zu erweitern. Die Medienbranche hingegen setzt nach wie vor allzu oft auf Begabung, intrinsische Motivation und Alltagsfertigkeiten. Eine Grundlage zur Professionalisierung wird so kaum gelegt. Sie wird aber leider auch nur noch selten angeboten. Die Etablierung einer hochschulgebundenen Journalistenausbildung ist in Deutschland bis heute nicht auf dem Stand wie in anderen Ländern. Das merken wir immer wieder schmerzhaft. Aber woran liegt das? Warum greifen Medienunternehmen zumindest hier nicht auf wissenschaftliche Forschungs- und Beratungsangebote zurück?

In den 1970er Jahren galt es noch ideologische Debatten zu überwinden, weil in den Medienunternehmen die Sorge vorherrschte, dass sie sich mit den Studierenden zugleich die fundamentalistische Medienkritik der Frankfurter Schule und eine Debatte über Redaktionsstatute und betriebliche Aufklärung einhandeln würden. Heute sind die Zeiten doch längst pragmatischer und es bestünde die Gelegenheit für eine neue Annäherung. Wahrscheinlich eignen sich nur wenige Berufe so gut für ein duales Studium wie der des Redakteurs. Man müsste es nur einmal wieder ausprobieren... Das wäre auch eine Chance für die hochschulbezogene Profilbildung.

(4) Wir brauchen Ideen für den künftigen Regulierungsrahmen einer weitgehend unregulierten Kommunikation. Es ist immer wieder aufs Neue ärgerlich, dass wir uns medienpolitisch vor allem an die Juristen wenden müssen, wenn wir Ideen dafür brauchen, wie die künftige Ordnung unserer gesellschaftlichen Kommunikation aussehen muss. Hier finden Medienpolitiker jenen fröhlich positivistischen Pragmatismus, der schnell und schnörkellos zur Formulierung einer anwendbaren Norm führt. Und natürlich brauchen wir Juristen, um Gesetze vernünftig zu schreiben. Für das Verständnis der relevanten Phänomene, Chancen und Probleme aber brauchen wir Experten gesellschaftlicher Kommunikation – mithin Kommunikationswissenschaftler.

Es gibt Beispiele für eine gelingende Zusammenarbeit – zum Beispiel am Hamburger Hans-Bredow-Institut, in dem Medienanalyse und Regulierungsdiskurse einander be-

fruchten und die Relevanz für politische und gesellschaftliche Debatten selbstverständlicher Bestandteil der internen Qualitätsmaßstäbe ist. Aber sie sind die Ausnahme.

In der Schweiz hingegen ist 2013 die Eidgenössische Medienkommission unter der Leitung des Kommunikationswissenschaftlers Otfried Jarren eingesetzt worden. In Deutschland achten wir selbst bei den meisten Landesmedienanstalten peinlich genau darauf, dass die Direktoren die Befähigung zum Richteramt haben. Kommunikationswissenschaftler sollten das als Herausforderung begreifen – und versuchen zu beweisen, was die Kommunikationswissenschaft auch zum Ordnungsrahmen gesellschaftlicher Kommunikation beizutragen hat.

Schluss

Die Ausführungen sind vielleicht etwas spitz geraten, führen aber hoffentlich nicht zur Ablehnung, sondern sollen dazu anspornen, zurück ins Gespräch zu finden. Fragestellungen und Themen gibt es genug!

Schließlich ist die grundlegende Stoßrichtung der Forderung nach mehr Praxisrelevanz dem Fach nicht unbekannt. Die Kommunikationswissenschaft hat das längst erfasst: „Sie leistet Grundlagenforschung zur Aufklärung der Gesellschaft, trägt zur Lösung von Problemen der Kommunikationspraxis durch angewandte Forschung bei und erbringt Ausbildungsleistungen für eine seit Jahren dynamisch wachsende Medien- und Kommunikationsbranche.“ So steht es im Selbstverständnispapier der DGPK, das 2008 in Lugano verabschiedet wurde. Jetzt kommt es darauf an, das auch in die Praxis umzusetzen. Wer, wenn nicht die Kommunikationswissenschaft, kann helfen, die aktuellen Umbrüche zu bewältigen? Und wann, wenn nicht jetzt, sollten wir damit anfangen?

Es braucht dazu vor allem ein Verständnis der Kommunikationswissenschaft, das ihre unhintergehbare Verbindung zur kommunikativen Praxis ernst nimmt. Wie bei kaum einer anderen Wissenschaft ist es bei der Kommunikationswissenschaft undenkbar, dass sie außerhalb ihres eigenen Untersuchungszusammenhangs existiert. Gerade aber weil sie mit ihm so eng verbunden ist und sich beide der gleichen kommunikativen Rationalität bedienen, sollte allen daran gelegen sein, im Gespräch zu bleiben. Die Voraussetzungen dafür sind gegeben.

Jetzt müssen wir vor allem die Vermittlungsinstitutionen bauen, die den Transfer von wissenschaftlichem Wissen in die Praxis jenseits des wissenschaftlichen und des gesellschaftlichen Diskurses auch in Form konkreter Handlungsanleitung und Transformationsbegleitung in Unternehmen und Redaktionen ermöglichen. Auch das ist Ausweis wissenschaftlicher Qualität und Relevanz. Auch das kann man exzellent machen!

100 Jahre sind ein ordentlicher Anlauf. Wie heißt es in einem Song der Band Element of Crime so schön: „Jetzt musst Du springen“.